**Zeitschrift:** Histoire des Alpes = Storia delle Alpi = Geschichte der Alpen
**Herausgeber:** Association Internationale pour l'Histoire des Alpes
**Band:** 16 (2011)

**Artikel:** "Wenn man aus dem Fenster schaut, sieht man die Berge"
**Autor:** Gantenbein, Köbi / Mathieu, Jon
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-392039

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 03.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# «Wenn man aus dem Fenster schaut, sieht man die Berge»*

## Interview über Architektur in den Alpen mit Köbi Gantenbein


**Résumé**

**«En regardant hors de la fenêtre, on voit les montagnes».**
**Une interview de Kobi Gantenbein sur l'architecture dans les Alpes**

*Köbi Gantenbein est le rédacteur en chef de* Hochparterre, *la revue d'architecture et de design de Zurich. Il a grandi aux Grisons et décrit ses expériences successives en matière de logement: un lotissement de cheminots en Engadine, une maison familiale dans les années 1960 dans la vallée du Rhin, le logement pour employés dans la cave d'un palace, une vieille maison romantique dans un village de vignerons progressivement happé dans une agglomération urbaine qui s'étend de Coire au lac de Constance. Il a fait l'expérience très tôt d'une certaine spécificité de la montagne puisque construire et habiter dans les Alpes signifie un regard constant sur la montagne. Si aujourd'hui l'on attribue des prix à «l'architecture alpine» en utilisant divers critères, la décision finale résulte cependant de considérations individuelles. Et l'auteur reste sceptique face aux efforts visant à la construction d'un «genre alpin».*


JM: *Köbi Gantenbein, Sie sind in Graubünden aufgewachsen und jetzt sind Sie Chefredaktor von* Hochparterre, *der Zeitschrift für Architektur und Design in Zürich. Beginnen wir mit ihrer eigenen Wohn-Biografie – welche Architektur haben Sie auf ihren ersten Etappen erlebt?*

KG: Ich kam 1956 als Büblein einer Bähnlerfamilie in Samedan im Engadin auf die Welt. Mein Vater war Lokomotivführer, und Samedan hatte ein Depot für

die Lokomotiven. Da wurde ich hineingeboren in ein Haus, das der Eisenbahn gehörte, und das ist schon etwas Spezielles für die Alpen, für die Architektur in den Alpen, weil der soziale Wohnungsbau ja dort ein kleines Thema ist. So wuchs ich auf und erfuhr früh, dass Bauen und Wohnen in den Alpen natürlich eine Besonderheit hat: Wenn man aus dem Fenster schaut, dann sieht man die Berge. Aber es hat auch vieles, was es im Rest der Welt auch gibt. Architektur ist ein Spiegel von sozialer Schichtung. Wir wohnten unten beim Bahnhof in den Bähnlerhäusern. Diese waren so aufgereiht wie fünf grosse Waggons. Vorne stand das Haus des Bahningenieurs, eine wunderschöne Villa im Heimatstil von Nikolaus Hartmann, und hinten standen die Arbeiterhäuser – eine klare soziale Formation von Architektur. Und die Lehrer, der Doktor und der Bahnhofvorstand wohnten weiter oben am Sonnenhang in den Einfamilienhäusern. Das ist in den Alpen gleich wie im Unterland.

Auch unsere Familie eiferte natürlich diesen Vorbild nach. Zurzeit als ich aus dem Kindergarten kam, zogen wir nach Malans ins Bündner Rheintal, wieder in die Nähe eines Depots. Da versammelte sich auch wieder der soziale Biotop der Bähnler, diesmal aber in einem Quartier von Einfamilienhäusern. Zuerst wohnten wir kurz zur Miete. Dann aber bauten sich meine Eltern – aufsteigend in den 1960er-Jahren – ein Einfamilienhaus. Sie legten natürlich selber Hand an, so weit es ging, und machten das meiste so, wie es damals eben gemacht wurde: in einer gewissen Abgrenzung zu den älteren Einfamilienhäusern, auf einem Hügelchen angelegt, rings herum ein Rasen, und mitten drin ein Haus, das den nun beginnenden Wohlstand dieser Arbeiterfamilie schön abbildete. Alpin auf der einen Seite, weil man auch von dort die Berge sah. Aber sonst sehr als Teil der schweizerischen Siedlungsgeschichte, wie sie sich in den 1960er-Jahren ausprägte, dass um die Dörfer herum diese Speckgürtel entstanden mit solchen Einfamilienhäusern.

Mit dem Rasen konnte ich mich übrigens nie anfreunden. Er ist ein Ornament, das sich hartnäckig von den Mittellandgemeinden der Schweiz in die Architekturgeschichte der Alpen emporgearbeitet hatte, aber ich empfand ihn als fremd. Er war ein Zeichen dafür, dass auch wir es uns leisten konnten, ein Stück Land nur um der gärtnerischen Schönheit willen und nicht zur Nahrungsmittelgewinnung zu bearbeiten. Und fürs Rasenmähen hatten wir ja mich. Heute ist der Rasenteppich bis weit hinauf ins Gebirge gedrungen, seine resistenten Sorten umgürten Häuser giftiggrün unmittelbar neben den Gletschern. Zusammen mit der Yucca-Palme, dem Gummibaum und der Konifere ist er der Kulturnachfolger des Wohlstandes.

Die erste Generation des alpinen Einfamilienhauses, die losgelöst vom Bauernhof vom 19. Jahrhundert bis in die 1950er-Jahre gebaut wurde, war geprägt gewesen von der Knappheit: einfache Schnitte, knappe Grundrisse, ein kleiner Katalog an Materialien, handwerkliche Mittel und einfache Verzierungen bestimmten den Hausbau. Für Wintergärten oder komplizierte Dächer fehlte das Geld. Das Baumeisterhaus war die Variante aus Stein, das Zimmermannshaus, die aus Holz, bekannt auch als Chalet. Von beiden gibt es bis heute prächtige Exemplare, nur wenige aber haben die Zumutungen der Modernisierung überstehen können. Wintergärten setzen ihnen zu, Dachausbauten zerstörten einst stimmige Proportionen und Isolations-Mäntel für die Minergie geben ihnen den Rest.
Mitte der 1960er-Jahre, als meine Familie zum Bauen kam, war der Fächer der Gestaltungsmöglichkeiten des Einfamilienhauses schon weiter gespannt. Unser Haus wurde nicht von einem Baumeister entworfen, sondern von einem Architekten, der aus dem Dorf meiner Mutter kam und als vertrauenswürdig galt. Er zeichnete einen Entwurf, der sich absetzte von denen der Nachbarhäuser. Er schob den Giebel des Hauses leicht aus der Mittelachse und legte wie gesagt einen kleinen Hügel an, sodass wir als einzige des Quartiers über eine sanfte Rampe zum Haus hinaufstiegen. Solches Bemühen um Differenz ist typisch für die Bauten der zweiten Einfamilienhausgeneration auch in den Alpen. Die Fortschritte der Bautechnik, die Verfügbarkeit vieler Materialien und Formen überall und zu jederzeit begannen Blüten zu treiben. Und es ist wie verhext – aus lauter Differenz wuchs ein Einheitsbrei. In den Speckgürteln rund um die Dörfer bis weit ins Gebirge hinauf entstand ein architektonisches Häusereinerlei.

JM: *Wie steht es mit der touristischen Architektur? Kam der Bähnlersohn Gantenbein auch mit der Welt der Hotels in Berührung?*

KG: Ja, in meiner Familie ging man in den Schulferien nicht auf Reisen, sondern es war Brauch, dass man «eine Stelle» antrat. Das ergänzt meine biografisch genährte Einsicht in die Architekturgeschichte der Alpen recht gut, denn ich hatte in unterschiedlichen Chargen im Fremdenverkehr zu tun. Als Gymnasiast machte ich Karriere vom Chasseur über den Etagenkellner, den Telefonisten bis zum Bademeister im Hotel «Schweizerhof» auf der Lenzerheide. Das war ein grosser Kasten, ein alter Hotelpalast, wie es sie heute nicht mehr gibt. Wir waren etwa 200 Angestellte. Mir bleibt die Zweiseitigkeit dieses Hauses in Erinnerung. Auf der einen Seite – über der Erde – die Schaufassade, die Schauzimmer und

der Luxus für die Gäste, die wir zu bedienen hatten. Auf der anderen Seite – unter der Erde – die ganze Infrastruktur mit der Wäscherei und der Hotelküche; neben dran auch die Küche für das Personal, für das Personal wurde immer extra gekocht, und dahinter die Zimmer für uns. In meinem Zimmer waren wir sechs Personen: ein Spanier, zwei Portugiesen, zwei Österreicher und ich. Jeder hatte ein Eisenbett, einen Metallkasten für die persönlichen Sachen und einen Nachttisch.
Das war eine Realität alpiner Architektur für alle diejenigen, die den Tourismus am Laufen hielten, und für mich war es eine gute Schule für spätere Militärerfahrungen. Heute hat sich das übrigens stark gewandelt, vor allem in der Luxushotellerie, die mehr investieren und das Personal anständig behandeln muss. Die guten Hotels leisten schon einiges in dieser Hinsicht. Ich habe kürzlich die Personalhäuser des «Carlton» und des «Palace» in St. Moritz besucht. Das sind ausgeklügelte «Wohnungen auf Zeit». Man muss für eine bestimmte Zeit für den Tourismus einsatzbereit sein. Es gibt ganz bestimmte Grundrisse, bestimme Bauformen zwischen Zimmer und Wohnung, gemacht ähnlich wie Schiffskajüten, weil natürlich der Platz eng ist.
Als Student habe ich dann meine Tourismuskarriere weiter geführt. Ich ging als Skilehrer «auf Saison» nach Davos. Anders als im geschützten Kollektiv des Hotels musste ich mich dort als Einzelkämpfer auf dem Wohnungsmarkt einer Gebirgsstadt durchsetzen. Ein Drittel des Lohns war herzugeben für eine miserable Kammer von 15 Quadratmetern, mit dem WC für alle auf dem Gang. Ich lernte, was heute die Architektur in den Tourismusorten der Alpen arg bedrängt: Wer dort lebt und arbeitet, und zwar nicht nur in den Dienstberufen des Tourismus, muss einen beachtlichen Tribut an den Fortschritt bezahlen. Der Gewinn geht an die Boden-, Immobilien- und Bauwirtschaft. Eine florierende Zweitwohnungswirtschaft hat den Liegenschaftsmarkt in Orten wie St. Moritz, Davos, Arosa, Zermatt oder Crans Montana mittlerweile ganz aus den Angeln gehoben. In St. Moritz zahlt man heute die höchsten Bodenpreise der Schweiz. Da werden natürlich architektonische Produktionsbedingungen in einer ganz bestimmten Weise hergestellt.

JM: *Darf man fragen, wo und wie Sie heute wohnen?*

KG: Ich arbeite in Zürich und besitze da eine Wohnung. Doch meine Beziehungen zu Graubünden hielt ich immer aufrecht, und seit ein paar Jahren habe ich wieder einen Wohnsitz am Fuss der Alpen, im Bündner Rheintal, diesmal im

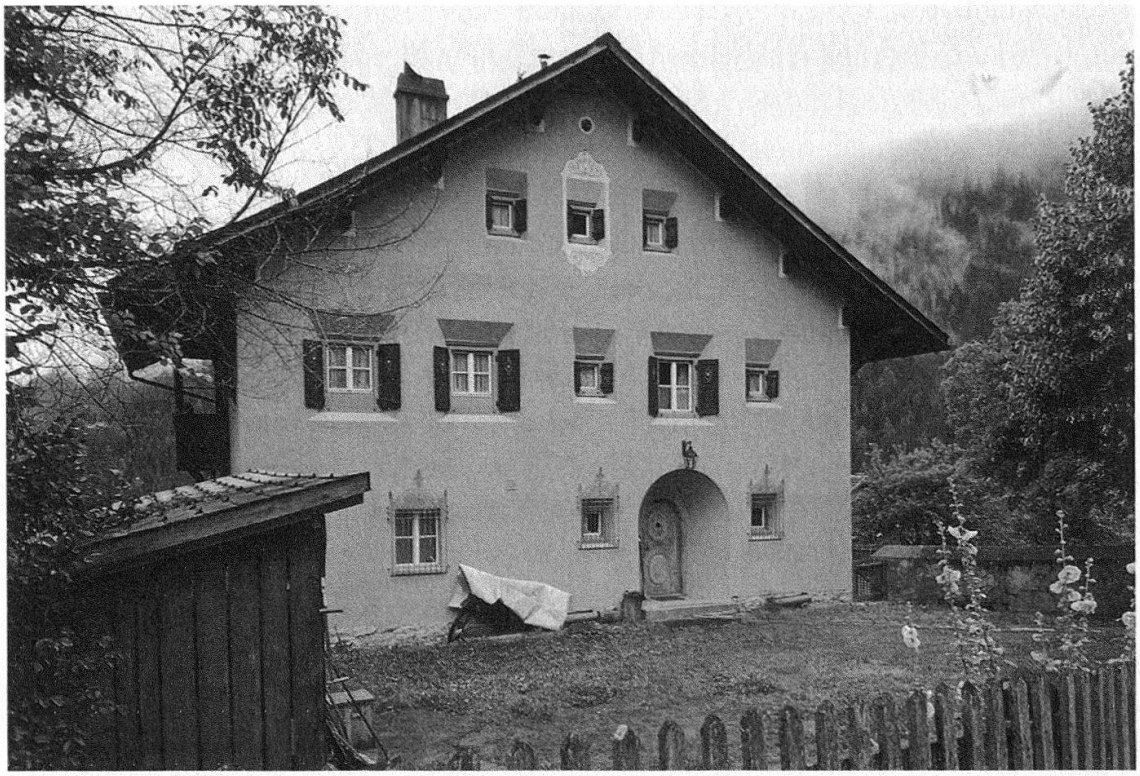

Abb. 1*: Die Rhätische Bahn war immer wieder ein richtungsweisender Bauherr. So mit ihren Wohnhäusern für die Bahnarbeiter im Heimatstil. Hier das «Ingenieurhaus» in Filisur von Meinrad Lorenz (1913). Quelle: Ralph Feiner, Malans.*

kleinen Dorf Fläsch. Es ist ein verträumtes, steinaltes Haus mit einem Kachelofen, einem Garten und einem riesengrossen, leeren Stall. Hier erblicke ich wieder die Gebirgswelt wie in meiner Jugend, und gleichzeitig erlebe ich eine Baudynamik, die sich damals erst zu entfalten begann. Der Fuss der Alpen ist über die Strasse und die Eisenbahn mit der Metropole verbunden und wird zum Vorort. Morgens früh steige ich im Nachbardorf in den Zug, lese die Zeitungen und schaue in den werdenden Morgen; eine gute Stunde später sitze ich schon an meinem Arbeitstisch in der Redaktion meiner Zeitschrift in Zürich. Abends spät steige ich dort in den Zug und um Mitternacht bin ich zuhause. Oder ich bleibe gleich dort, verbunden mit der Metropole via Computer.
In meinen Studentenjahren fuhren morgens zwischen 6 und 8 Uhr drei Schnellzüge nach Zürich, heute sind es acht; die schnellsten benötigen weniger als eine Stunde. Waren einst ein paar Frühbummler unterwegs in die grosse Stadt, so sind die Züge heute schon an der ersten Haltestelle des Zugs gut besetzt, und vor Zürich sitzen wir eng auf eng. Auch die Strasse beansprucht stärkeres Wachstum:

Mein Nachbar pendelt mit dem Auto nach Zürich und zurück und tut das bei guter Verkehrslage in knapp einer Stunde. Die Pendlerdistanzen reichen bis weit hinein in die Berge. Und sie gelten nicht nur für die Werktätigen, sondern auch für die Freizeitler, die mit dem Automobil oder dem Zug an den Wochenenden in grossen Scharen aus ihren Wohnungen in den Alpen in die Festhütte Zürich fahren, um Opern anzusehen oder die Nacht durchzutanzen.
Auch das zweite Programm, das in meiner Kindheit erste Konturen erhielt, läuft 40 Jahre später auf vollen Touren: Die von der Modernisierung erfassten Dörfer entgrenzen sich und werden Quartiere einer Stadt. In unserem Fall ist es die «Stadt am Alpenrhein», die sich diesem Fluss entlang von Chur bis an den Bodensee entwickelt. Über 70 Kilometer wächst aus 70 Dörfern der Schweiz, Liechtensteins und Vorarlbergs plan- und absichtslos ein Stadtband zusammen. Chaotisch, gelenkt von Standortgunst und regiert von der Nord-Süd-Autobahn. Weder guter Wille der Raumplaner noch die schwer zu vereinbarenden Planungen der drei Länder, zu deren Terrain die Alpenstadt gehört, können diese Urbanisierung steuern. Sie ist natürlich ungeheuer wichtig als Rahmenbedingung für die Bautätigkeit, und die Vorstellung von alpiner Architektur als etwas Eigenartigem muss sich bewähren gegen diese starken Infrastrukturentwicklungen vor allem des Verkehrs.
Persönlich stehe ich dem Wandel der letzten Jahrzehnte durchaus ambivalent gegenüber. Neben Verkehrslawinen brachte die Modernisierung ja auch anderes mit sich. So haben sich die Errungenschaften des fortschrittlichen Sozialstaats mittlerweile auch in die Alpen vorkämpfen können und treten dort architektonisch unter anderem in Form neuer Altersheime oder Schulhäuser in Erscheinung. Für meinen dritten Lebensabschnitt habe ich das Altersheim in Jenaz im Prättigau im Auge. Es steht wie ein wackerer Klotz zeitgenössischer Architektur am Rande des Dorfs und erfüllt alle staatlichen Standards. Ein Hausbesuch hat mich berührt – ich will nicht das Lob des Alterheims singen, doch die oft harten Zumutungen des Wohnens mehrerer Generationen auf einem Hof oder gar unter einem Dach, wie sie bis vor einer Generation Brauch waren in den Alpen, sind abgelöst worden von der umsorgenden Form des kollektiven Wohnens im Alter.
Noch ein Wort zu den Schul- und Gemeindehäusern: Graubünden erlebte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen grossen Schub solcher kommunaler Bauten. Er führte auch zu einer spezifischen Ausformung von Architektur in den Bergen. Auf dem ganzen Territorium – vom Norden bis Süden und vom Osten bis Westen – finden wir in den Dörfern Perlenketten von Schulhäusern, Gemeindesälen und Mehrzweckhallen, die vor allem in den 1960er-Jahren entstanden.

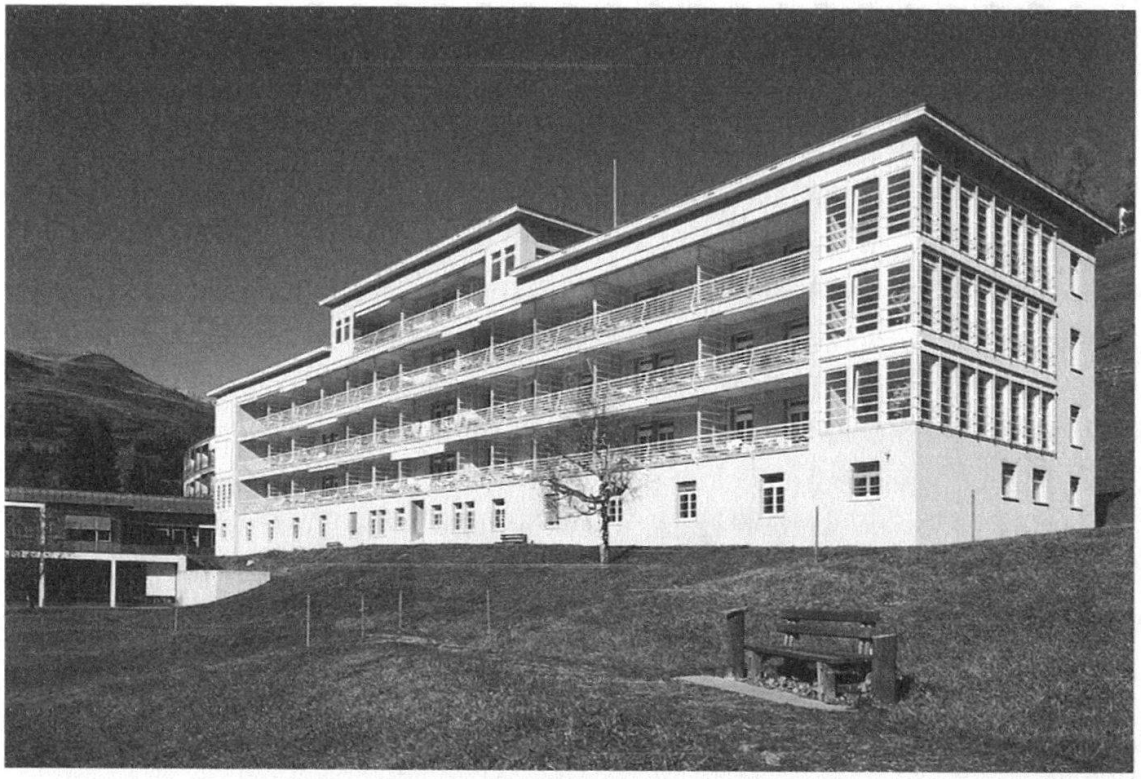

Abb. 2: *Die «Zürcher Höhenklinik» von Clavadel von Rudolf Gaberel (1932). Die Davoser Flachdachmoderne fand gut mit den Forderungen der Medizin nach Luft und Licht zusammen. Quelle: Ralph Feiner, Malans.*

Es war eine Gruppe von Architekten, die sich in diesen abgeschotteten Märkten des Baugewerbes gegenseitig den Ball zuwarfen und bei den ausgeschriebenen Wettbewerben einmal als Teilnehmer und einmal als Mitglieder der Jury fungierten. Doch sie machten eine starke, gut brauchbare Architektur. Es handelte sich um eine heitere Betonmoderne. Sie hat einen nüchternen, starken und seriellen Charakter, während die heute viel gelobte Architektur in Graubünden als Einzelstück die Schönheit des Ortes feiert.

JM: *Architektur von der Wiege bis zur Bahre! Sie haben uns einen aufschlussreichen persönlichen Bericht zu den Verhältnissen und Veränderungen in Graubünden gegeben – kann man ihn vielleicht auf den Alpenraum verallgemeinern?*

KG: Es sind natürlich ähnliche Grössen. Architektur ist auf der einen Seite der gestalterische Wille des Baukünstlers, der an einem Ort eine bestimmte Erfin-

dung und Setzung macht. Auf der anderen Seite gibt es die grossen Fragen der Produktion und der Gewährleistung des täglichen Lebens, im Alpenraum wie überall. Im Alpenraum war das flächendeckend und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die Landwirtschaft. Sie brachte einen klaren Funktionalismus für die Architektur hervor, wie er von der Bauernhausforschung bekanntlich sehr gründlich erforscht wurde.
Dann gibt es den Tourismus, der schon im frühen 20. Jahrhundert an einzelnen Orten des Alpenraums die Landwirtschaft abzulösen begann. Auch er war getragen von einer praktischen Idee: Wie funktioniert Tourismus? Da kann man verschiedene Etappen unterscheiden, die nicht nur Graubünden betreffen. Die erste Etappe war die Entdeckung der Alpen als Paradies, das gut besucht und gefahrlos genossen werden kann, mit möglichst allen Vorteilen, an die diese Klientel und Gesellschaftsschicht, die sich dies überhaupt leisten konnte, in ihrem städtischen Kontext gewohnt war. Es sind abenteuerliche und imposante Geschichten, wie diese Hotelpaläste eingerichtet wurden, mit klaren Bezügen zum aristokratischen und grossbürgerlichen Leben, das mit dem Leben in den Alpen so gut wie nichts zu tun hatte. Und diese unglaubliche Konjunktur, vom Höhenflug bis zum Zusammenbruch der Palastkultur, ausgeprägt zum Beispiel auch im Berner Oberland. Eine zweite Phase war dann die Inbesitznahme der Alpen über die Zweitwohnungen. Sie begann zu regional verschiedenen Zeiten, in Graubünden in den 1960er-Jahren. Nun veränderte sich alles, es kam eine ganz andere soziale Schicht in die Berge.

JM: *Man muss wohl einen Unterschied machen zwischen «Architektur in den Alpen» und «alpiner Architektur». Im ersten Fall sprechen wir von den Bauten in einem Raum, im zweiten Fall deuten wir eine – wie auch immer beschaffene – innere Beziehung zwischen Bauten und Raum an. Der Ausdruck «alpine Architektur» tauchte offenbar erstmals 1919 in Berlin auf, und war eine Schöpfung des Architekten, Stadtplaners, Theoretikers und Künstlers Bruno Taut. Inwiefern hatte das etwas mit den Alpen zu tun?*

KG: Bruno Taut gehörte zur architektonischen Avantgarde, er war ein dezidierter Vertreter des *Neuen Bauens*. Im Ersten Weltkrieg beschäftigte er sich vorwiegend mit theoretischen Fragen und befand sich als Pazifist in einer schwierigen Lage. Als Resultat dieser Epoche publizierte er nach Kriegsende zwei grosse Zyklen von Bildern zum Thema der Verschmelzung von Architektur und Natur, nämlich *Alpine Architektur* und *Auflösung der Städte*. Das waren

utopische Entwürfe, und ohne dass ich dem genau nachgegangen wäre, würde ich vermuten, dass es mit dem Image der Alpen in jener Zeit zusammenhing: die Alpen als Verkörperung der Natur, die Alpen auch als europäischer Grenzraum, wo man die Überschreitung nationaler Grenzen besonders sinnvoll darstellen konnte.

Diese harte Moderne, zu der Taut gehörte, wurde in den Alpen aber nur an wenigen Orten realisiert, und zwar vor allem dort, wo Luftkuren eine wichtige Rolle spielten. In Graubünden waren dies Arosa und Davos. Dort gibt es die Tradition eines (für Bergregionen) recht radikalen Bauens von grossen Sanatorien und neuen Wohnhäusern mit Flachdächern und anderen Kennzeichen der klassischen Moderne. Davos erhielt so sein eindrückliches Stadtbild. Stilbildend wurde der Architekt Rudolf Gaberel, der zuerst als Lungenpatient nach Davos gekommen war. Sein Kreis führte das Davoser Flachdach-Gebot ein, das bis heute gilt. Jetzt soll es aber von der SVP gekippt werden, die behauptet, das Flachdach sei nicht alpin und gehöre nicht zu ihrer Vorstellung von Heimatlichkeit.

Daneben gab es im frühen 20. Jahrhundert eine andere Variante der Moderne, die Heimatstil-Architektur. Sie entstand aus dem Widerstand gegen die grossen Hotelpaläste, die nun von manchen als fremd empfunden wurden, natürlich ebenfalls vor dem Hintergrund von internationalen Strömungen. Stichworte sind: Jugendstil, Erfindung von regionalen Identitäten und Kulturen, Besinnung auf lokale Verhältnisse. Ein führender Architekt dieser Richtung war in Graubünden der Nikolaus Hartmann jun. Die Heimatstil-Architektur bewegte sich in einem Spannungsfeld zwischen Moderne und lokalen Gegebenheiten. Genährt wurde sie von Ausbildungen in Deutschland, wo die Frage von Heimat und Heimatnähe an den Bauhochschulen ein anderes Gewicht hatte als an der ETH in Zürich. Die Architekten fragten sich jetzt: Wie sieht dieser Ort aus? Wie baue ich hier Bilder auf, die mit diesem Ort zu tun haben? Zum Heimatstil gehörten das Malerische, das Plastische und das Einbeziehen von Kunsthandwerk, zum Teil beruhend auf bäuerlichen Traditionen, zum Teil ganz neu erfunden. Mitgeformt und ideologisch getragen wurde diese Architektur vom Heimatschutz, besonders in den 1900er- bis 1930er-Jahren, aber mit Nachwirkungen bis in die Gegenwart.

JM: *«Gegenwart» ist das Stichwort: Seit 1992 gibt es in Südtirol einen Preis für alpine Architektur, und seit 2010 gibt es in Liechtenstein einen weiteren Architekturpreis, der sich mit dem ganzen Alpenraum befasst. Man hört, Sie seien Präsident der Liechtensteiner Jury …*

KG: Diese neue Bewegung weist Parallelen zur Entwicklung des Heimatstils auf. In den 1960er-Jahren begann die grosse Bauerei in den Alpen, für Zweitwohnungen, Infrastrukturanlagen, Sport und Tourismus. Das veränderte die Dörfer und Landschaft in erheblicher Weise und führte auf verschiedenen Ebenen zu starker Kritik. Auf architektonischer Ebene stellte sich die Frage: Was begegnen wir dieser Entwicklung? Wie wollen wir das, was am Ort vorhanden ist, mitnehmen? Der Initiant des Südtiroler Preises war der Architekt Christoph Mayr Fingerle. Seine Bewegung in Sexten entstand aus solchen Fragen heraus. Es ging um die ästhetischen und sozialen Werte, um die Kultivierung seiner Region via Architektur. Und man fragte sich dann auch: Wie sieht das in anderen alpinen Regionen und im ganzen Alpenraum aus? Mayr Fingerle gelang es, eine hochkarätige internationale und immer wieder in gleicher Formation operierende Jury zu versammeln, die kreuz und quer durch die Alpen reiste und zahlreiche Bauten vor Ort bewertete. In Graubünden wurden unter anderem Peter Zumthor und Valerio Olgiati ausgezeichnet.
Man verknüpfte diese Initiative auch mit touristischen Ambitionen der Trägerschaft in Sexten. Dort konnte sich eine Art Zentrum für «alpine Architektur» bilden. Ein Problem des Preises ist aber, dass er an einer Person hängt. Wenn er nicht mehr mag, wankt der Preis. Seit den 1990er-Jahren geniesst er hohe Anerkennung in der Architekturszene und traf von Anfang an den Nerv der Zeit: Wie setzt man sich auseinander mit dem Ort und der Region? Wie geht man um mit den neusten Zumutungen, zum Beispiel des explodierenden Fremdenverkehrs? Mayr Fingerle brachte dies gut auf den Punkt, und er hatte eine eloquente Jury, die das gut in die verschiedenen Länder trug. Es gelang ihm auf Anhieb, die Marke zu setzen und den Diskurs zu organisieren – mit den Mitteln des Architekten, also mit dem Preis, mit den Ausstellungen und Publikationen und mit dem hohen baukulturellen Anspruch in der Tradition der Architekturgeschichte.
Mit der ökologischen Diskussion über Klimawandel, Naturkatastrophen und andere Themen gewann in letzter Zeit auch im Alpenraum die Frage der Nachhaltigkeit ein grösseres Gewicht im öffentlichen Bewusstsein. 1991 wurde die Alpenkonvention gegründet. Hinter der Alpenkonvention steht die in Liechtenstein beheimatete und alpenweit tätige *Commission Internationale pour la Protection des Alpes,* die CIPRA. Sie leistet viel für das Klima und fand wie andere heraus, dass auch wunderbare Architektur oft energetisch nicht ideal ist. Vor dem Hintergrund des Klimaversprechens, das die Staaten abgegeben haben, ermunterte die CIPRA das Land Liechtenstein, einen neuen alpenweiten Preis auszuschreiben. Dieser soll nicht nur die formal gelungene, schöne Architektur

auszeichnen, sondern eben auch der Nachhaltigkeit die nötige Aufmerksamkeit schenken. Wie beim Südtiroler Preis will man das Gute fördern, aber hier nach etwas anderen Kriterien. Die erste Ausschreibung fand 2010 statt. Es gab etwa 120 Eingaben und 2011 werden die Preisträger bekannt gegeben.
Allgemein ist es natürlich so, dass jede Preisjury mit pragmatischen Kriterien operiert und sich viele Optionen zum konkreten Fall offenlassen muss. Das gehört zur Profession. Eine Formulierung wie «alpine Architektur» ist eine Setzung, die von irgendwoher kommen kann. Einige verfügen über das Wissen und die grossen Belesenheit, um einen Entscheid bis in die Fussnoten von Bruno Taut zu begründen. Andere vertreten touristische Interessen. Es wird natürlich auch viel unter «alpiner Architektur» erfunden und gebaut einfach, weil es die Gäste erfreut. Es ist ein buntes Konglomerat. In Meran war kürzlich eine Ausstellung zu sehen, die im Mai 2011 auch nach Zürich kommt, über das Wohnen in den Alpen. Man wollte die Wohnkultur im Perimeter der Alpenkonvention erfassen: Was ist das Spezielle daran? Wenn ich solches lese, sehe ich, dass sich die Alpen nicht besonders abheben. Daher habe ich zu Beginn des Gesprächs auf die sozialen Bedingungen von Architektur und auf die Gemeinsamkeiten mit dem Unterland hingewiesen. Dem Bemühen, ein solches «alpines Wesen» zu konstruieren, stehe ich skeptisch gegenüber.

**Anmerkung**

* Das Interview fand am 10. Dezember 2010 in Zürich statt; die Fragen stellte Jon Mathieu. Köbi Gantenbein ist unter anderem Mitherausgeber und Mitautor folgender Werke: *Bauen in Graubünden. Ein Führer zur zeitgenössischen Architektur,* Zürich 2006 (1. Aufl. 1996); *Werdende Wahrzeichen. Architektur- und Landschaftsprojekte für Graubünden und Südtirol,* Wien 2007; *Himmelsleiter und Felsentherme. Architekturwandern in Graubünden,* Zürich 2009. Die Zeitschrift *Hochparterre* veröffentlicht regelmässig Artikel und Sonderbeilagen zu Themen der Architektur in den Alpen. In seiner Kolumne in der Zeitung *Südostschweiz* schreibt Köbi Gantenbein oft über Architektur und Landschaft in den Bergen. Er lebt und arbeitet in Zürich und Fläsch.